
FORUM: Positionen

Robert Jungk: Die Schriftsteller und der Friede

Prof. Dr. Robert Jungk, geb. 1913 in Berlin, Schriftsteller, hat politische Bücher u. a. zur Zukunftsforschung und zur Atomenergie veröffentlicht.

Sie sind Einzelgänger. Aber wenn es sein muß, dann finden sie sich schnell zusammen, schneller als jeder andere Berufsstand. Dies war der Fall in den ersten Monaten des Jahres 1981, als die Öffentlichkeit allmählich zu spüren begann, daß aus der Nachkriegszeit scheinbar ganz plötzlich wieder einmal eine Vorkriegszeit geworden war. Noch wollte es niemand ganz glauben, was der neue amerikanische Präsident verlauten ließ, noch nahmen nur wenige ernst, wie es da aus dem dunklen Osten zurückhallte. Wir hatten uns alle schon an den Gedanken gewöhnt, daß ein Atomkrieg unführbar, weil ungewinnbar sei. Unsere Sorgen galten der bedrohten Umwelt, dem zunehmenden Elend in der Dritten Welt, unsere kritische Aufmerksamkeit der wachsenden Arbeitslosigkeit, der vom Schleichen ins Laufen geratenen Inflation, unser kritisches Engagement richtete sich gegen menschenfeindliche „neue Techniken“ und ihre bedrohlichen Folgen. Aber der Rüstungswettlauf? Der galt nur noch als verschwenderisches Nebengeleise des Fortschritts, ein kostspieliges Ritual, ein komplexes Spiel mit immer schwerer verständlichen Regeln, mehr „Science Fiction“ als menschliches Drama.

Bernt Engelmann, Schriftsteller, historisch und politisch gebildet, nicht zufällig also auch „Funktionär“, nämlich Vorsitzender des den Gewerkschaften angeschlossenen deutschen Schriftstellerverbands, begriff früher als die meisten seiner Mitbürger, was die Uhr geschlagen hatte und machte sich Gedanken darüber, wie er und seine Kollegen in diese bedrohliche Entwicklung ein-

greifen könnten. Als er Anfang Februar aus der Morgenzeitung erfuhr, daß Hermann Kant, Vorsitzender des Schriftstellerverbandes der DDR, in einer Münchner Buchhandlung lesen werde, rief er den ihm persönlich bis dahin Unbekannten an und lud ihn zu sich nach Rottach ein, weil es etwas Wichtiges zu besprechen gebe. Man einigte sich auf einen Treffpunkt in etwa gleicher Distanz vom Tegernsee und der bayrischen Hauptstadt, dem gemütlichen Brauhaus von Aying, und hier wurde am 8., möglicherweise auch am 7. Februar (denn das war ja damals nur ein Tag unter vielen, noch kein „historisches Datum“, das man sich genau merken mußte), im Laufe einer knappen halben Stunde ein Aufruf skizziert, der Zeitgeschichte gemacht hat.

Denn der „Appell der Schriftsteller Europas“, ursprünglich wohl nur als deutsch-deutsches Manifest gedacht, der dann am 20. August 1981 vom Verband deutscher Schriftsteller der Öffentlichkeit übergeben wurde, unterschied sich in einem ganz wesentlichen Punkte von anderen Beschwörungen der Weltöffentlichkeit. Er sprach „nicht allein im Namen seiner mehr als zweitausend Mitglieder, zu denen fast ausnahmslos alle bundesdeutschen Autoren von Rang gehören, sondern auch für die Schriftstellerverbände der Deutschen Demokratischen Republik, Frankreichs, Italiens und Jugoslawiens, außerdem auch im Namen der P.E.N.-Zentren BRD, DDR, Niederlande, Norwegen und Portugal sowie von rund hundertfünfzig Einzelunterzeichnern aus fast allen Ländern Europas.“ Daß hier Schreibende „über alle Grenzen von Staaten und Gesellschaftssystemen, über Meinungsverschiedenheiten hinweg“ dringend neue Abrüstungsverhandlungen forderten, war leider schon wieder ungewöhnlich genug. Es zeigte an, wie groß die gemeinsame Sorge um das Überleben der Menschheit war, größer als die üblichen Bemühungen um ideologische Abgrenzung und Rechthaberei. Noch ungewöhnlicher war es, daß als Folge dieses ersten grenzüberschreitenden Ereignisses schon sehr bald (im Dezember 1981) ein zweites folgte, das bis dahin kaum jemand für möglich gehalten hätte: eine offene, fast rückhaltlose Diskussion der kritischen Weltlage in einem Ost-Berliner Hotel vor den Fernsehkameras sowohl des östlichen wie des - in die DDR hineinstrahlenden und dort rege zur Kenntnis genommenen - westlichen Fernsehens.

Zum ersten Mal seit dem Ende des zweiten Weltkrieges kamen die erstarrten geistigen Fronten in Bewegung, kritisierten nicht nur im Westen sondern auch im Osten lebende Schriftsteller Haltungen und Handlungen ihrer Regierungen. Ich habe dieser „Berliner Begegnung“ im Dezember 1981 beigewohnt und erfahren, wie groß damals die Hoffnung war, daß den Schriftstellern nun gelingen könne, was fast allen Berufssparten von den Politikern über die Wissenschaftler und Gewerkschafter bis zu den Sportlern und Militärs seit 1945 nicht mehr gelungen war: das andauernde offene, kritische und selbstkritische

Gespräch, die ehrliche und geduldige Suche nach Gemeinsamkeiten, die phantasievolle Bemühung um neue Wege, die vom Abgrund wegführen könnten.

In den kommenden Monaten und Jahren ist dann diese Erwartung nicht in Erfüllung gegangen. Auf beiden Seiten - man kann darüber streiten, auf welcher Seite zuerst - wurden die vorübergehend gelockerten Zügel wieder angezogen. Schon die nächsten Schriftstellerbegegnungen in Den Haag, Köln (1982) und West-Berlin (1983) standen wieder im Zeichen der üblichen Manöver und Mißverständnisse, weil das eisige weltpolitische Klima einmal mehr das begonnene Auftauen der Beziehungen verhinderte.

War also auch diese Initiative der Schriftsteller - wie so viele frühere Anstöße der Poeten, Literaten, der Romanciers und Dramatiker vor dem ersten und zweiten Weltkrieg - vergeblich? Haben die „Menschen guten Willens“ - so nannte Jules Romains in seinem vielbändigen Epos über die Friedensanstrengungen in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts seine bemühten und besiegten „Helden“ - sich einmal mehr als zu schwach erwiesen gegenüber den Mächtigen? Ich meine, es wäre zu früh, eine solche negative Bilanz zu ziehen. Denn die Situation ist heute doch ganz anders als in den Jahren vor 1914 und vor 1939. Damals waren Nationalismus und Kriegsbereitschaft unter den Menschen der rivalisierenden Mächte noch ungleich größer als heute. „Man“ wußte wenig über die Motive und Interessen, die zu Kriegen führen und noch weniger über die Folgen bewaffneter Konflikte. Heute gibt es zwar immer noch eine beträchtliche Anzahl von Menschen, die Rüstung für „unverzichtbar“ und Kriege für „unvermeidbar“ halten. Aber sie sind deutlich in der Minderheit und es gelingt ihnen immer weniger, ihre Auffassungen der großen Mehrheit glaubhaft zu machen. Und das, obwohl sie im Westen zu einem erheblichen Teil und im Osten total die wichtigsten Kommunikationsmittel beherrschen.

Daß die „Massen“ kritisch geworden sind, daß sie nicht mehr so leicht blindem Chauvinismus oder Doktrinarismus verfallen wie noch in den ersten drei Vierteln dieses Jahrhunderts, ist weitgehend eine Folge schriftstellerischer Arbeiten. Das Wort, noch ist es nicht mächtiger als „das Schwert“, aber es bewirkt, daß fast niemand sich mehr für Waffen begeistern kann, daß selbst die Verteidiger der Waffengewalt beteuern müssen, sie wollten alles tun, daß ihre mächtigen Werkzeuge nie eingesetzt werden.

Es kommt dazu, daß Worte über alle Mauern, über alle Distanzen, über alle Gedankenbarrieren hinweg sich ihren Weg in die Köpfe und Gemüter bahnen. Alle Versuche, sie zu unterdrücken, zu verfälschen, auszulöschen mißlingen. Immer wieder finden sie Schleichwege, dringen durch Ritzen und Lücken,

sind nicht abzuhalten, nicht auszurotten. Die neuen Kommunikationsmittel, legal und immer häufiger auch illegal, weben rund um den Planeten neue Netze der aufklärenden Information, der Warnung wie der Ermutigung.

Nur so ist es zu begreifen, wie stark und schnell die Anstoßwirkung des „Appells der Schriftsteller Europas“ war. Innerhalb weniger Monate gelang es ihm, die seit Jahren erschlafften und durch Mißbrauch diskreditierten Friedensbewegungen in zahlreichen Ländern des Erdballs neu zu beleben. Typisch dafür war das, was sich in Japan ereignete: Als ich 1980 meine Freunde in Hiroshima besuchte, meinten sie, die in sich zerstrittenen Anti-Atomorganisationen stünden vor der Auflösung, weil es ihnen nicht mehr gelinge, die Menschen zu mobilisieren. Hans Peter Bleuel, bayrischer Landesvorsitzender des Verbandes deutscher Schriftsteller, trug dann im November 1981 auf der „Intercultural Conference of Asia, Africa and Latin America“ in Kawasaki den „Appell“ vor und konnte damals nicht ahnen, welche ungeheure Wirkung davon ausgehen würde. Denn nicht nur war dies der Beginn eines Wiederauflebens der Friedensbewegung in Japan, sondern auch ein Neubeginn in Teilen der „Dritten Welt“.

Ich habe japanische Friedensfreunde gefragt, weshalb sie auf die Worte der Schriftsteller so viel stärker reagierten als auf die Ausführungen politischer und gewerkschaftlicher Funktionäre. Ihre Antwort war einfach, vielleicht zu einfach, aber sie verdient, gehört zu werden. Sie meinten: „Die Schriftsteller sind weniger an der Macht interessiert. Sie sagen nur, wie es ist und wie es sein könnte. Sie sprechen nicht als Taktiker und Strategen, sondern als Besorgte, Geängstigte, Hoffende. Sie wirken nicht allein auf den Verstand, sondern auch auf das Gefühl. Oft sehen sie, was andere noch nicht begreifen. Denn ihr Ahnungsvermögen scheint größer zu sein als das der meisten anderen. Ihr Wissen ist allgemeiner, umfassender. Wir haben zu ihnen und zu dem was sie uns sagen, mehr Vertrauen.“

Angesichts der Größe der Gefahr, die uns alle und darüber hinaus die ganze Natur bedroht, werden die Schriftsteller, wo immer sie leben mögen, nicht mehr schweigen. Es ist ihre Aufgabe, den heute noch Lebenden klarzumachen, daß der mögliche kommende Konflikt etwas ganz anderes ist als je ein früherer Waffengang. Denn dieses Mal könnte Krieg das Ende allen Lebens bedeuten, würden seine Folgen nie wieder gutzumachen sein, wäre ein „Wiederaufbau“, wie nach früheren bewaffneten Auseinandersetzungen, vermutlich nie mehr möglich.

Angesichts solcher apokalyptischer Aussichten, die in voller Eindringlichkeit zu entwerfen eine der Aufgaben der Schriftsteller ist, dürfen und werden

sie aber nicht vergessen, das sie auch daran arbeiten müssen, ein „neues Denken“ zu entwickeln und zu verbreiten, das aus den Todesgefahren der heutigen Katastrophengesellschaft hinausführen kann. Nicht nur die Abwehr des Schrecklichen ist ihnen aufgetragen, sondern auch, in Zusammenarbeit mit allen über den Abgrund Hinausdenkenden, die phantasievolle Entwicklung und Verbreitung einer Mentalität, die heutige Möglichkeiten und Schrecklichkeiten bedenkend, erneuerte Solidarität und Toleranz zur Grundlage des Verhaltens macht. Ein Denken, das Bomben und Raketen nicht nur überflüssig werden läßt, sondern sie darüber hinaus, als groteske Fehlgeburten, der Lächerlichkeit und dem Verschwinden preisgibt. Vielleicht werden wir dann einmal nicht nur sagen: „Wir sind noch einmal davongekommen“, sondern auch „Wir haben, erschüttert durch das, was beinahe geschehen wäre, endlich einen neuen Anfang gemacht.“

Den Zweifelnden und Resignierten möchte ich ein schönes Wort mitteilen, das Hermann Kant (den ich zwar bei der Schriftstellerbegegnung in West-Berlin in einem scharfen Wortwechsel kritisierte, aber hoch achten lernte), auf einem Friedenstag der Literaten sprach: „Mit dem, was in einem Buch steht, kann man nicht einmal eine Kerze ausblasen, das ist schon wahr. Aber Literatur hat uns Lichter aufgesteckt, hat manchen finsternen Winkel ausgeleuchtet und uns das Leben überschaubarer gemacht. ... Literatur hat das ungeheure Vermögen, aus einer Ahnung eine Gewißheit zu machen, alte Gewißheit neuem Zweifel auszusetzen; unerträglich werden zu lassen, was bis dahin nur gewöhnlich war, den Schlaf der Ungerechten zu stören und den der Gerechten auch. Unbegreiflichem Namen zu geben, Verdrängtes aufzudecken, Aufgedecktes zu bedrängen - sie hat dies Vermögen, und in dieser Stunde setzt sie es ein gegen die Barbarei, die da hofft, Gewißheit zu werden. Wieviel Waffen hat das Gewissen? Nun, wir werden sehen.“